

Nr. 138. Bromberg, den 26. August 1925.

Der Urlaub des Herrn van Zoomen.

Roman von Otto Berndt.

Copyright bei Carl Duncker-Verlag, Berlin.

6. Fortsetzung. (Nachdruck verboten.)

„Mein Mitarbeiter, Herr Schreiber, den ich nach Essen geschickt hatte, ist da, und glaubt wichtige Dinge zu bringen. Darf er gleich vor Ihnen sprechen, Herr Graf?"

„Ich bitte darum."

Oberwachtmeister Schreiber trat ein und begann auf Schlüters Aufforderung seinen Bericht.

„Ich war zuerst in Essen und dann in Oldenburg und habe festgestellt, daß in beiden Orten der Mann vollkommen unbekannt ist, dann aber spielte mir der Zufall etwas anderes in die Hand. Ich sah in Essen eine Fremdenliste Kölner Hotels und ersah daraus, daß am 27. August Ihre Durchlaucht Prinzessin Mariska Kolowrat als Bewohnerin des Hotels Bristol aufgeführt war. Ich fuhr sofort nach Köln und stellte fest, daß Ihre Durchlaucht nur für wenige Stunden dort abgestiegen war, um, wie sie angab, nach Holland weiterzureisen."

Schlüter unterbrach: „Merkwürdig, dieselbe Angabe wie in London!"

Schreiber fuhr fort: „Das Wichtigste kommt erst. Hoteldirektor Krüger erkannte mich, weil ich Sie, Herr Doktor, ja erst vor zwei Monaten nach Köln begleitet hatte und zog mich in das Privatkontor und sagte mir, die Prinzessin habe einen sehr seltsamen Brief in ihrem Zimmer vergessen. Der Zufall hatte es gewollt, daß er selbst als erster nach ihrer Abreise diesen Brief fand, so daß vom Hotelpersonal ihn niemand gesehen. Er habe lange geschwankt, ob er den Brief vernichten solle oder ob derselbe vielleicht für die Familie von großer Bedeutung sei. Nun halte er es für seine Pflicht, ihn mir unter Diskretion zu geben."

Der Graf sprang auf: „Was ist das für ein Brief?"

„Ich bitte."

Es war ein weißes Kuvert, das die Aufschrift trug: „Ihrer Durchlaucht Prinzessin Mariska Kolowrat, Köln, Hotel Bristol."

Der Graf riß den einliegenden Bogen heraus, las, wurde totenbleich und reichte ihn Dr. Schlüter.

„Lesen Sie, Herr Kommissar, da der Herr Wachtmeister, der Hoteldirektor und wer weiß wer sonst ihn bereits gelesen, besteht kein Grund, ihn vor Ihnen geheimzuhalten. Schlüter las.

„Meine heißgeliebte Mariska!

Mein Engel! Meine Prinzessin! Mein überirdisches Glück! So ist es wahr? So ist das Unfaßbare wirklich wahr? Du willst mir gehören? Mir ganz und für immer? Es ist wie ein Traum, ein herrlicher, unfaßbarer Traum, aber du willst ihn zur Wirklichkeit machen. Am 11. September erwarte ich dich in Amsterdam. Dann liegt meine weiße Segeljacht im Hafen. Dann wird sie ihre weißen Fittiche spannen und uns beide hinaustragen, in das Land des Glückes. Gut sollst du es haben, meine herrliche Göttin, ich bin reich, viel, viel reicher als du glaubst.

Wie soll ich diese vierzehn Tage nervenaufpeitschender Ungeduld ertragen, die du mir noch auferlegst. Wie werde ich zittern, daß du nicht kommst; aber ich weiß, du wirst kommen.

Lebe wohl bis dahin, ich denke deiner in jeder Sekunde. Verzeihe, daß ich diese Zeilen mit meiner Reisemaschine schreibe, meine Finger zittern zu sehr vor sehnender Erwartung. Denke an mich! Behalte mich lieb.

Für immer dein Sklave

Peterszoon van Zoomen."

Schlüter ließ den Brief sinken: „Haben Sie eine Ahnung, Herr Graf, wer der Mann sein kann?"

„Gewiß nicht."

„Jedenfalls ein sehr reicher Holländer, den die Prinzessin vermutlich in Berlin kennenlernte. Auf alle Fälle eine neue Fährte."

Der Graf war tief traurig.

„O, diese Schande — diese Schande für unsere alte Familie!"

Schlüter sagte begütigend: „Nun, wenigstens schaltet die Spionage aus."

Der Graf sprang wieder auf, und ein neuer Schreck lag in seinen Augen, während er den Kommissar am Arm packte:

„Herr Doktor, der Diebstahl der Formulare in der ungarischen Botschaft, — die Zigarrentasche mit dem Monogramm P. v. Z. — Peterszoon van Zoomen!"

Schlüter schüttelte den Kopf: „Das braucht nicht zu sein."

„Aber es kann sein, und — das viele Geld —"

„Ich bitte Sie, Herr Graf, machen Sie sich keine voreiligen Sorgen. Sie können überzeugt sein, daß ich mit aller Kraft an die Arbeit gehe."

Das Telephon schrillte: „Ist Herr Polizeikommissar Doktor Schlüter noch oben?"

„Jawohl!"

„Der Herr wird dringend vom Polizeipräsidium Hamburg verlangt."

„Darf ich von hier sprechen, Herr Graf?"

„Bitte."

„Hier Dr. Schlüter."

„Hier Kommissar Hillebrecht. Ich hatte in Ihrem Büro angeklingelt und erfahren, daß Sie im Hotel Esplanade wären, da habe ich umstellen lassen. Eine sehr wichtige Sache. Können Sie morgen nach Hamburg kommen?"

„Eigentlich nicht; denn ich habe hier auch sehr viel Wichtiges vor. Was gibt es denn?"

„Der Generaldirektor der Hanseatischen Eisen-Export-Co. ist voraussichtlich mit mehreren Millionen durchgebrannt."

„Donnerwetter, wie heißt denn der brave Herr?"

„Van Zoomen."

„Was, wie, van Zoomen?"

„Jawohl."

„Kennen Sie zufällig den Vornamen?"

„John Peterszoon."

„Großartig!"

„Was heißt großartig?"

„Mit demselben Mann beschäftige ich mich hier."

„Wirklich?"

„Er scheint mit einer Dame aus sehr hoher Familie ein Liebesverhältnis zu haben, haben Sie irgendeine Spur, wohin er ist?"

„Nach Holland, und am Sonnabend, den 11., wahrscheinlich auf einer Segeljacht in See gegangen."

„Stimmt, stimmt alles."

„Was stimmt?"

„Hat wahrscheinlich die vornehme Dame mitgenommen. Sehr viel Geld hatte er auch bei sich.“

„Wer ist die Dame?“

Schlüter warf dem Grafen einen prüfenden Blick zu, und dieser nickte ergebungsvoll, mit den Achseln zuckend.

„Prinzessin Mariska Kalowrat.“

„Donnerwetter, die Filmdiva?“

„Jawohl, die jüngste Tochter des Fürsten Kalowrat, des vornehmsten Magnaten Ungarns.“

„Das ist ja —“

„Hat gegen van Zoomen schon früher etwas vorgelegen?“

„Durchaus nicht, im Gegenteil, er genoß den allerbesten Ruf. Nur vor einigen Tagen ist allerdings im Büro der Gesellschaft eine merkwürdige Anzeige eingelaufen.“

„Was für eine Anzeige?“

„Ein Galizier, mit dem er anscheinend öfters private Geschäfte hatte und mit dem er sich wohl vor seiner Abreise gezankt hatte, bezichtigte ihn in einem Brief an die Firma, ein ungarischer Spion zu sein.“

„Sehr gut, wie hieß der Galizier?“

„Stephan Rosenzweig.“

„Ganz vorzüglich, — kennen Sie diesen Mann?“

„War am Sonnabend in Hamburg, ist aber plötzlich verschwunden.“

„Ausgezeichnet. Ich bin morgen in Hamburg, das verspricht eine sehr interessante Sache zu werden. Auf Wiedersehen, lieber Kollege.“

Er legte den Hörer zur Seite und wandte sich wieder dem Grafen zu, der ihn mit fiebernder Spannung ansah.

„Der Zufall ist wieder einmal klüger als wir alle zusammen. Van Zoomen ist ein mit mehreren Millionen durchgebrannter Generaldirektor einer hochangesehenen Hamburger Firma und wird bereits steckbrieflich gesucht“.

Der Graf legte die Hand vor die Augen.

„Das Kind, — meine unglückselige Nichte!“

„Herr Graf, nun werden wir jedenfalls sehr bald auf ihrer Spur sein, und ich denke, diese Erfahrung wird sie vor allen weiteren Extravaganzen bewahren. Nur eines ist sehr traurig: Ihre Vermutung scheint sich zu bestätigen, van Zoomen wird auch in Hamburg der Spionage bezichtigt. Allerdings wiederum durch diesen rätselhaften Stephan Rosenzweig. Übrigens scheint sich auch dessen Dunkel zu lichten, denn er ist in Hamburg bekannt und wiederholt bei van Zoomen gewesen.“

„Auch das, — aber gleichviel, bringen Sie Klarheit, Herr Doktor, retten Sie das, wie ich noch immer glauben will, nur unbedachte, exzentrische Kind aus den Händen dieses Verbrechers.“

„Ich spreche noch auf der ungarischen Botschaft vor und fahre mit dem Nachtzuge nach Hamburg. Kommen Sie, lieber Schreiber, Ihre Erkundungen haben uns ein gutes Stück vorwärts gebracht.“

*

Noch immer saßen Senator Hinrichsen, Prokurist Schottmeier und Fräulein Leczinska zusammen, um aus den in der Hauptsache der Sekretärin bekannten Privatakten van Zoomens sich über den genauen Stand der Geschäfte zu informieren, als Kommissar Hillebrecht noch einmal zurückkam.

„Ich hatte soeben ein sehr interessantes Gespräch mit Herrn Doktor Schlüter in Berlin, das mir den besten Beweis dafür lieferte, wie richtig es war, uns sofort an diesen Mann zu wenden.“

„Wieso?“

„Auch Dr. Schlüter sucht van Zoomen.“

„Weshalb?“

„Er hat wahrscheinlich eine sehr vornehme ungarische Dame, eine Prinzessin Mariska Kalowrat, auf seiner Flucht mitgenommen.“

„Maria Leczinska sah interessiert auf und fragte erstaunt: „Die Filmdiva?“

„Ganz recht.“

„Das ist aber sehr merkwürdig.“

Der Kommissar ärgerte sich eigentlich etwas über den Ton der Sekretärin.

„Es ist sehr traurig, aber es könnte vielleicht eine Erklärung für seine Taten sein.“

Maria Leczinska fuhr fort: „Nein, es ist doch sehr merkwürdig, denn mir ist schon wiederholt gesagt worden, daß ich mit dieser hochprinzlichen Diva Ähnlichkeit hätte, und wenn ich so die Plakate an den Kinos betrachte, kommt es mir beinahe selbst so vor; aber ich habe, weiß Gott, nie bemerkt, daß Herr van Zoomen für meine Persönlichkeit irgendein Interesse gehabt hätte. Freilich, wer das Original haben kann, beachtet die Kopie nicht. Übrigens, ich bin auf die Dame durchaus nicht neidisch, weder was Herrn van Zoomen anbelangt, noch in bezug auf sie selbst. Im Gegenteil ,ich denke, ich kann stolzer sein, und wenn ich auch nur Maria Leczinska heiße, weder Prinzessin, noch Filmdiva, noch Geliebte eines Hochstaplers bin.“

Sie hatte in einer Art sittlicher Entrüstung gesprochen, die ihr vorzüglich stand, und der Kommissar nickte, während der Senator laut zustimmte.

„Aber natürlich, aber natürlich!“

Senator Hinrichsen saß am nächsten Morgen im Direktionszimmer des Herrn van Zoomen und Gerhard Zöllner ihm gegenüber.

„[illegible] lieber Herr Zöllner, nachdem wir Ihre Zeugnisse und Ihren bisherigen Lebenslauf geprüft, uns auch, wie ich Ihnen offen eingestehe, bei Ihren früheren Chefs gründlich erkundigt haben, hat mich der Aufsichtsrat ermächtigt, Sie zunächst auf fünf Jahre als Generaldirektor der Hanseatischen Eisen-Export-Co. zu engagieren. Das Gehalt von zweitausend Mark monatlich ist Ihnen bekannt, als Tantieme erhalten Sie ein Prozent vom Reingewinn, als Amtswohnung die hübsche kleine Sechszimmer-Villa mit Garten, die ich Ihnen vorhin zeigte. Solange die Sachen Ihres Vorgängers noch darin sind, wohnen Sie auf unsere Kosten im Hotel, da Herr Generaldirektor Bamberger ja liebenswürdigerweise bereit ist, Ihnen den sofortigen Antritt Ihrer Stellung bei uns zu gestatten. Hier ist der von uns bereits unterzeichnete Vertrag, lesen Sie ihn durch; sobald Sie unterschrieben haben, ist alles perfekt.“

Mit vor Glück pochendem Herzen durchflog Zöllner den glänzenden Vertrag und setzte seinen Namen darunter. Dann stand der Senator auf und reichte ihm mit einer gewissen Feierlichkeit die Hand.

„Herr Zöllner, ich begrüße Sie nunmehr als den ersten leitenden Beamten und Generaldirektor unserer alten Firma. Sie werden eine vollständig selbständige Stellung haben und Gelegenheit finden, die an Ihnen gerühmte [illegible] Gewissenhaftigkeit im Dienste unseres Werkes zu erproben. Ich hoffe auf eine lange angenehme Zusammenarbeit.“

Zöllner verbeugte sich tief und erwiderte den Händedruck: „Ich danke Ihnen von ganzem Herzen für Ihr Vertrauen, Herr Senator, und ich bitte Sie, überzeugt zu sein, daß ich es rechtfertigen werde.“

Der Senator sah ihn sehr ernst an: „Das walte Gott!“ Nach einer Pause fuhr er fort: „Und nun ist es unsere erste peinliche Pflicht, die sehr traurigen Verfehlungen Ihres Vorgängers soweit als möglich wieder auszugleichen. Vorerst gestatten Sie mir, als älterem, ich darf wohl jetzt schon sagen, Freund, einen persönlichen Rat. Sie kennen unsere vortreffliche Sekretärin, Fräulein Leczinska,, die Ihnen besonders in der ersten Zeit, eine sehr wichtige Stütze sein wird, und die uns ja auch zuerst auf Sie aufmerksam gemacht hat. Ich bitte Sie in in Ihrem eigenen Interesse sehen Sie auch in Zukunft in Fräulein Leczinska nur die Sekretärin und nicht das schöne, begehrenswerte Mädchen.“

Zöllner sah ihn etwas peinlich berührt an: „Herr Senator?“

„Sie dürfen mir meine Worte nicht übelnehmen, ich spreche gewissermaßen im Auftrage der Dame.“

„Wieso?“

„Es ist kein Zufall, daß Fräulein Leczinska gerade heute eine Geschäftsreise nach Stettin unternahm. Sie hatte das Gefühl, daß Sie, lieber Herr Zöllner, ihre damalige Handlungsweise in der Eisenbahn vielleicht anders deuten könnten, und als ob Sie vielleicht ihr gegenüber irgendwelche Gefühle hegten, die das Fräulein, wie sie mich Ihnen anzudeuten bat, niemals erwidern könnte. Darum bitte ich Sie, Ihr Auftreten Fräulein Leczinska gegenüber von vornherein so einzustellen, daß der Dame eine Zusammenarbeit mit Ihnen nicht unmöglich gemacht wird.“

Zöllner verbeugte sich, aber seine Stirn war noch immer bewölkt.

Der Senator fuhr fort: „Ich bitte Sie wirklich, meine Worte nicht übelzunehmen, bei der großen Schönheit der Dame, und da Sie Junggeselle sind, — es ist sehr schwer für ein so außergewöhnliches Mädchen, wie sie es ist, ihren Ruf zu wahren.“

Zöllner richtete sich auf: „Sie haben recht, Herr Senator, ich danke Ihnen für Ihren Wink, den ich selbstverständlich beherzigen werde. Beruhigen Sie Fräulein Leczinska, ich werde ihr niemals zu nahe treten.“

Der Senator nickte ihm zu: „Ohne Bitterkeit?“

Zöllner lächelte: „Ohne Bitterkeit.“

„Und wann treten Sie ein?“

„Wenn Sie gestatten, übermorgen, ich muß heute noch einmal nach Berlin.“

„Dann lassen Sie uns den Fall der unseligen Lokomotiven noch einmal besprechen.

*

Eine Stunde später verließ Gerhard Zöllner das stattliche Gebäude des Werkes, das ihm nun unterstellt war.

Ein hohes, stolzes Glücksgefühl war in ihm, er hatte eine Stellung erreicht, die seinen Lebensjahren weit vorauseilte, — seine kühnsten Träume waren überflügelt.

Dann schritt er an der hübschen Villa vorüber, die er in Zukunft bewohnen sollte, — allein. — Maria Leczinska! — Er blieb unwillkürlich stehen und dachte nach. Wie paßten die Worte des Senators zu ihrem Benehmen auf der Fahrt nach Hannover und in Fürstenwalde? Er hatte sie für ein hübsches kleines, verliebtes Mädel gehalten, so wie sie alle sind. Er war sich eines leichten Sieges gewiß gewesen. Und nun? — Jetzt richtete sie selbst eine Schranke auf, eine Schranke zwischen sich und ihm, dem Generaldirektor der Firma?

Sollte er sich ärgern, oder — —

Sie war kein kleines Mädel, sie war eine Dame!

Und plötzlich war Gerhard vergnügt, viel vergnügter als vorher, viel vergnügter, als wäre sie gleich am ersten Abend in seine Arme gesunken Sie war eine Dame, die man heiraten mußte, um sie zu besitzen. Um eine Dame muß man werben, und Gerhard Zöllner beschloß zu werben, während er jetzt mit festen Schritten und hocherhobenen Hauptes dem Hauptbahnhof zuschritt, um zum letzten Male vor Antritt seiner neuen Stellung nach Berlin zurückzukehren.

(Fortsetzung folgt.)

Bilderbuch ohne Bilder.

Von Hans Christian Andersen.

(Fortsetzung.)

Elfter Abend.

„Ich sah eine Hochzeitsfeier", erzählte der Mond. „Es wurden Lieder gesungen, Reden gehalten, und die Tafel war prächtig und reich. Es war nach Mitternacht, als die Gäste sich verabschiedeten und die beiden Mütter die jungen Eheleute küßten. Sie blieben allein in ihrem von einer Lampe beleuchteten, traulichen Zimmer, vor dessen Fenster die Vorhänge fast ganz zugezogen waren. ‚Gott sei Dank, daß sie fort sind!' sagte er und küßte sie auf Hand und Mund. Sie lächelte unter Tränen und schmiegte sich an seine Brust, zitternd, wie die Lotosblume auf bewegtem Wasser. Und sie flüsterten süße, selige Worte. Er wünschte ihr gute Nacht. Sie trat ans Fenster und schlug den Vorhang zurück. ‚Sieh doch, wie schön der Mond scheint!' sprach sie. ‚Wie still und gut er ist!' Dann löschte sie die Lampe aus. Es wurde dunkel im Stübchen, nur seine Augen leuchteten wie meine Strahlen. — Frauen, küsset die Harfe des Dichters, wenn er vom Zauber des Lebens singt!"

Zwölfter Abend.

„Willst du ein Bild von Pompeji sehen?" fragte der Mond. „Gut; hör zu! — Ich war in einer Vorstadt und schien hinab auf die Straße der Gräber. Dort stehen die schönen Denkmale, und dort tanzten einst fröhliche Jünglinge, den Rosenkranz im Haar, mit den lieblichen Schwestern der Lais. Jetzt herrschte hier die Ruhe des Todes. Deutsche Soldaten in neapolitanischen Diensten hielten, bei Karten- und Würfelspiel, Wache. Einige Fremde, die jenseits der Berge zu Hause waren, kamen, von einem Posten begleitet, in die Stadt. Sie wollten die aus dem Grabe Erstandene in meinem hellen Licht betrachten. Ich zeigte ihnen die Spuren der Wagenräder in den mit Lavafliesen ausgelegten Straßen, zeigte ihnen die Namen an den Türen und die Schilder, die noch vor den Häusern hingen. Sie sahen auf den kleinen Höfen die mit Muscheln und Steinchen geschmückten Becken der Springbrunnen, doch kein Wasserstrahl stieg aus dem Brunnen empor, und kein Lied erklang aus reich bemalten Gemächern, deren Tür der bronzene Hund behütete. Es war eine Totenstadt. Nur der Vesuv brummte sein ewiges Lied, dessen einzelne Verse die Menschen Ausbrüche nennen. Ich begleitete die Besucher zu dem aus weißschimmerndem Marmor erbauten Tempel der Venus. Vor der breiten Freitreppe erhob sich der Hochaltar, und Trauerweiden wucherten zwischen den Säulen. Die Luft war klar und durchsichtig, so daß man im Hintergrund die schwarzen Umrisse des Berges erkennen konnte, aus dem ein Feuerstrahl aufstieg, schlank und gerade, wie der Stamm einer Pinie. Darüber schwebte, als Krone, eine Wolke von Rauch, zusammengeballt und blutig rot.

Unter den fremden Besuchern war eine Sängerin, eine richtige, berühmte Sängerin. Ich bin selbst Zeuge der Triumphe gewesen, die sie in allen großen Städten Europas gefeiert hat. Als nun die Gesellschaft am Theater war, setzten sich alle auf die im Halbrund angeordneten steinernen Stufen, so daß, wie vor vielen, vielen Jahrhunderten, ein winziger Teil des Zuschauerraums wieder mit Gästen gefüllt war. Die Bühne mit den gemauerten Kulissen war noch ganz erhalten. Durch die beiden Bogen im Hintergrund sah man dieselbe Dekoration wie damals: die Berge zwischen Sorrent und Amalfi. Die Sängerin stieg zum Scherz auf die klassische Bühne und sang. Die Stelle, an der sie stand, gab ihren Tönen die Kraft der Begeisterung. Sie sang so leicht und feurig, daß ich an ein edles Araberroß denken mußte, das schnaubend, mit fliegender Mähne, in die Weite jagt. Und wiederum lag in ihren Tönen ein so tiefer, echter Schmerz, daß ich die gramgebeugte Mutter unter Golgathas Kreuz zu sehen glaubte. Rings im Kreise brach, wie vor tausend Jahren, jubelnder Beifall los. ‚Glückliche, vom Himmel Begnadete!' riefen alle. Wenige Minuten später war die Bühne leer, die Gäste waren verschwunden, die Töne verhallt. Fort, wie ein Spuk! Die Ruinen aber ragten unverändert in die Luft, wie sie auch in Jahrhunderten noch stehen werden, wenn niemand mehr von der großen Sängerin, ihrem Lächeln, ihrem Liede und von dem Beifall, den sie hier geerntet, wissen wird. Alles wird vorbei sein und vergessen. Selbst mir wird die Erinnerung an diese Stunde schwinden!"

(Fortsetzung folgt.)

Der schweigsame Bischof.

Eine Geschichte aus der Zeit der französischen Nachrevolution.

(Nachdruck verboten.)

Nach den Jahren der französischen Revolution trieb in der Umgegend von Paris ein Räuberhauptmann mit Namen Cartouche sein Unwesen und machte überall von sich reden. Der Gauner war der Schrecken der Bevölkerung und das Entsetzen der Polizisten. Wie erfinderisch er war, zeigt folgender Vorfall: Eines Tages traf Cartouche einen alten Bettler, der nichts als ein altes Hemd und ein paar zerrissene Hosen zu verlieren hatte. Das Gaunergenie kam bei dem Anblick des hilflosen Greises sofort auf einen praktischen Einfall. Er schüchterte den Mann dermaßen ein, daß dieser sich willig bereit erklärte, alles zu tun, was Cartouche von ihm verlangte, wenn er ihm nur sein Leben lasse. Cartouche verlangte weiter nichts von seinem Opfer, als daß es zu allem, was es gefragt wurde, stets nur die Antwort gebe: Oui monsieur. — Der Greis ließ sich gerne in das Ornat eines Bischofs stecken. Unterdessen verkleidete sich Cartouche als Geistlicher, während er seine Getreuen in die Livree von Dienern steckte. In diesem Aufzug fuhr die Bande vor dem ersten Tuchgeschäft von Paris vor, wo der „hohe" Besuch natürlich große Dienstbeflissenheit hervorrief. Cartouche, der als Domherr verkleidet war, ließ sich die reichsten Stoffe für geistliche Gewänder vorlegen und unterhandelte mit dem „Bischof", der zu allem sein eingedrilltes „Oui monsieur" lallte. Schließlich einigte man sich auf einen beträchtlichen Posten Stoffe. Der „Domherr" Cartouche machte dann den Vorschlag, den Betrag zur Hälfte in Gold und zur Hälfte in Silber zu bezahlen und das Tuch einstweilen nach dem Hotel zu bringen. Selbstverständlich lallte der „Bischof" wieder sein „Oui monsieur" und Cartouche mit seinen Spießgesellen entfernte sich eiligst, indem er den Bischof warten ließ, bis das Geld überbracht werden würde . . . . Der Kaufmann bemühte sich unterdessen, den hohen Besuch zu unterhalten, erhielt aber für seine Bemühungen immer nur das stereotype „Oui monsieur". Schließlich schöpft der Kaufmann Verdacht und benachrichtigt die Polizei. Leider zu spät. Denn der zitternde „Bischof" weiß den Polizisten nichts anderes zu erzählen, als daß er von Cartouche und seiner Bande zu dieser Rolle verdammt worden sei, wenn ihm sein Leben wert sei. — Der Kaufmann, der nun sah, daß er der Geprellte war, setzte alle Hebel in Bewegung, um des frechen Diebes und seiner Stoffe wieder habhaft zu werden — doch vergebens. Außer dem „Bischof" hatten sich alle Helfershelfer Cartouches in Sicherheit gebracht und auch den „Bischof" mußte man laufen lassen, da er zu der strafbaren Rolle genötigt worden war.

Dr. J. Wenzler.

Ein schlauer Friedensrichter.

Heitere Skizze von Ferdinand Bolt.

(Nachdruck verboten.)

Josef und Hanna hatten sich aus Liebe geheiratet, das wußte jedermann. Dieser Ehe entsproßte bald ein munteres und gesanglich vielversprechendes Söhnlein, dem schon nach einem Jahre ein zweites folgte. Das dritte Kind im dritten Jahre war ein Mädchen, das vierte abermals ein Sohn. Im achten Ehejahre kam plötzlich und ganz unerwartet noch

ein Bübchen zur Welt, so daß Josef und Hanna nun insgesamt vier Söhne und nur ein Mädchen besaßen.

Mit den Jahren war nun leider das Liebesverhältnis etwas zerrüttet worden, weshalb es manchmal vorkommen konnte, daß man Josef und Hanna mit geschwollenen Wangen durch die Straße eilen sah, ein Zeichen, das nicht gerade von tiefer Friedlichkeit zeugte. Zwei Jährchen verflossen so bei stetem Zwist, bis es den beiden Eheleuten endlich doch zu bunt wurde und sie zum Richter eilten, um sich scheiden zu lassen.

Der Herr des Friedens und Gesetzes war ein recht freundlicher Mann, bot den beiden Ehegatten einen weichen Sitz an und erkundigte sich dann eingehend nach ihrem Begehr.

„Ich möcht' mich von meinem händelsüchtigen Weib scheiden lassen," sagte trotzig Josef.

„Nein, ich will mich von diesem unkultivierten Mann da trennen, ich halte es bei dem Kerl nicht mehr länger aus," entgegnete Hanna, ihren Mann wild und kampfbereit anblickend.

„Sie beantragen also beide Scheidung," unterbrach da der Friedensrichter die etwas spitze Konversation der zwei. „Gut. Aber sagen Sie mir, besitzen Sie auch Kinder?"

„Ja, natürlich!"

„Wieviel denn?"

„Vier hübsche Buben und ein liebes Mädel."

„Und wie wollen Sie diese fünf Sprossen unter sich verteilen?"

„Ich nehme zwei Buben und das Mädel", entschied Josef sofort.

„Nein, ich will das Mädchen, ich will es!" rief erbost Frau Hanna.

„Das Mädel verlange ich! Es ist mein Liebling!" brauste Josef auf.

„Das Mädchen gehört mir, ich bin die Mutter!" schrie Hanna verzweifelt.

„Aber bitte, nicht so aufgeregt", warf der Richter ein, „ich sehe schon, Sie alle beide möchten das Mädel. Da ist es begreiflicherweise schwer, es jedem Teile recht zu machen. Doch, wollen Sie das Urteil, das ich fälle, annehmen?"

„Ja", erwiderten die beiden nach kurzem Zögern.

„Gut, also: Sie gehen jetzt ruhig wieder in Ihre Wohnung, sehen zu, daß sich jedes dem anderen gegenüber beherrsche und warten mit einem weiteren Scheidungsantrag so lange, bis Ihnen das Schicksal ein zweites Töchterchen beschert. Hernach kommen Sie ruhig zu mir und ich werde dann bestimmen, wer das größere und wer das kleinere Mädel erhält. Sie werden dann beide zufrieden sein!"

Josef und Hanna hatten gegen dieses Urteil nichts einzuwenden und fügten sich, zwar etwas widerwillig noch, doch schweigend darein.

*

Indessen verging ein Jahr, es vergingen zwei Jahre, drei Jahre, — und immer noch wartete der Richter vergebens auf die neue Klage Josefs und Hannas.

Da traf er den Mann zufällig einmal auf der Straße und hielt ihn an:

„Ei grüß Gott, Herr Josef, sagen Sie mal, wie geht's und wie steht's denn in Ihrer Ehescheidungssache? Sie lassen ja gar nichts mehr von sich hören!"

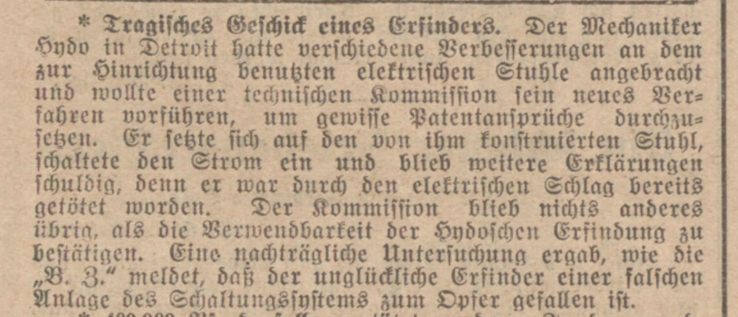
„Ach Gott, ja richtig, die Sache haben wir wirklich ganz vergessen", erwiderte der Mann, sich besinnend. „Wir hofften anfangs ganz und gar, Ihren Urteilsspruch getreulich zu befolgen; aber er ließ sich nicht verwirklichen, denn heute haben wir sieben Buben und noch immer nur das eine Mädel!"

„Gut, Herr Josef, so warte ich eben!"

Und händeschüttelnd trennten sich die beiden Männer . .



Bunte Chronik



*** Tragisches Geschick eines Erfinders.** Der Mechaniker Hydo in Detroit hatte verschiedene Verbesserungen an dem zur Hinrichtung benutzten elektrischen Stuhle angebracht und wollte einer technischen Kommission sein neues Verfahren vorführen, um gewisse Patentansprüche durchzusetzen. Er setzte sich auf den von ihm konstruierten Stuhl, schaltete den Strom ein und blieb weitere Erklärungen schuldig, denn er war durch den elektrischen Schlag bereits getötet worden. Der Kommission blieb nichts anderes übrig, als die Verwendbarkeit der Hydoschen Erfindung zu bestätigen. Eine nachträgliche Untersuchung ergab, wie die „B. Z." meldet, daß der unglückliche Erfinder einer falschen Anlage des Schaltungssystems zum Opfer gefallen ist.

*** 400 000 Pferde sollen getötet werden.** In dem nordamerikanischen Staate Montana laufen 400 000 wilde Pferde frei umher, fressen die Weiden leer, verwüsten die Farmen und haben schon zahme Hauspferde mit ihrer Wildheit angesteckt, so daß es geboten schien, energische Gegenmaßnahmen zu treffen. Die Staatsregierung von Montana griff, wie das „Berliner Tageblatt" meldet, zu dem radikalsten Mittel: Die 400 000 Pferde sollen eingekreist und getötet werden. Man rechnet aus, daß sie jährlich ungefähr die Nahrung von zwei Millionen Schafen oder 800 000 Stück Rindvieh brauchen. Die Regierung von Montana sagt in der Begründung ihres Standpunktes u. a., daß ja Pferde zu anderen Zwecken als zum Polospiel doch nicht mehr gebraucht würden, weshalb man sich ihrer getrost entledigen könne. Das Auto hat die große Schlacht gewonnen.

*** Deutschlands schneidigster Bürgermeister.** Schöppenstedt hat den schneidigsten Bürgermeister Deutschlands. Die neugebaute Badeanstalt wurde eröffnet. Feierlich standen die Schöppenstedter im schwarzen Rock und Zylinder da. In das Schwarz mischen sich anmutig die weißen Kleider der Damen. Der Bürgermeister von Schöppenstedt, Herr Barde, hielt die Festrede. Im Frack! In seiner Rede betonte er die Notwendigkeit des Badens im Interesse der Gesundheit. Das Bravo der Festversammlung war noch nicht verhallt, da setzte der Bürgermeister in voller Festtagskleidung mit schneidigem Kopfsprung ins Wasser und durchschwamm als erster das Becken. Schöppenstedt aber ist stolz auf seinen schneidigen Bürgermeister.

*** Mit dem Pfeil, dem Bogen . . . .** Man meldet aus London: Mr. Steward Edward White, der bekannte amerikanische Novellist, ging vor einiger Zeit nach Afrika, um mit Pfeil und Bogen auf afrikanisches Großwild zu jagen. Nachdem er mit beispiellosem Glück sechs Löwen und eine große Menge Kleinwild zur Strecke brachte, ereilte ihn das Schicksal, und in der Tanganjika-Provinz, im Bezirke Kilimazesa, wurde er von einem Leoparden arg zugerichtet. Sein Schuß ging fehl und das Tier zerfleischte ihm Arm und Schulter. Es gehört allerdings kein alltäglicher Mut dazu, um mit den primitiven Waffen der Eingeborenen die gefährlichen Großkatzen anzugreifen, doch schrieb Mr. White seinen Freunden, daß er trotz seiner Wunden die Jagdexpedition fortzusetzen beabsichtige.

*** Wie Pius X. mit der Tradition brach.** Papst Pius X. war der erste der Päpste der Neuzeit, der mit der Tradition gebrochen hat, nach der die Päpste allein zu speisen gehalten waren. Gleich am Tage nach seiner Wahl gab er, wie Prati in der „Revue de France" erzählt, seinen Wunsch bekannt, daß fortan an seinem Tisch für seinen Sekretär Bressan ein Kouvert gedeckt werden solle, und als ein am Althergebrachten haftender Prälat in aller Ehrfurcht den Heiligen Vater auf die Tradition aufmerksam machte, erwiderte der Papst lächelnd: „Sind Sie ganz sicher, daß Petrus allein gespeist hat?" Der brave Zeremonienmeister war auf einen solchen ironischen Einwand nicht gefaßt, hielt es aber für angezeigt, zu bemerken, „Das weiß ich nicht, Eure Heiligkeit; es ist aber kein Zweifel, daß der Vorgänger Eurer Heiligkeit und alle anderen Päpste nach ihm allein zu speisen pflegten." — „Schön", bemerkte immer lächelnd der Papst, „aber wie war es doch zur Zeit Julius II. und Leos X.?" Diesem Einwand gegenüber verlor der die guten Sitten der alten Zeit verteidigende Prälat vollends die Fassung, er wurde rot und stammelte: „Nein, gewiß nicht, Eure Heiligkeit. Die großen Päpste der Renaissance gaben ganz im Gegenteil große Gelage und liebten es, viele Gäste an der Tafel zu sehen." — „Na, also, und auf wen geht denn die bisherige Tradition zurück?" — „Auf Papst Urban VIII., Eure Heiligkeit." — „Sehr schön", antwortete Pius X., ohne seine überlegene Heiterkeit zu verlieren, „unser ruhmreicher Vorgänger Urban VIII., der wie wir Papst war, hat also entschieden, daß die souveränen Päpste ihre Mahlzeit allein einnehmen. Das war sein gutes Recht. Auf Grund desselben Rechts verfügen wir heute das Gegenteil und wünschen, daß das Kuvert Monsignore Bressans fortan neben dem unsern seinen Platz finde."

*** Das „Kabinett der Millionäre".** Das amerikanische Kabinett ist in mehr als einer Hinsicht einzig in seiner Art, denn seine Bezeichnung als Riesenkabinett, die es außergewöhnlichen körperlichen Größe der meisten seiner Mitglieder verdankt, trifft auch in finanzieller Hinsicht zu. Nach dem „Quotidien" umfaßt es in der Tat nicht weniger als ein halbes Dutzend Millionäre, allen voran Schatzsekretär Mellon mit 20 Millionen Dollar Vermögen; dann folgen Handelssekretär Hoover (10 Millionen) und Staatssekretär Kellogg (5 Millionen), während Kriegsminister Weeks, Arbeitsminister Dawis und Wirtschaftsminister Work früher Bankiers waren. . . .

Verantwortlich für die Schriftleitung Karl Bendisch in Bromberg. Druck und Verlag von A. Dittmann G. m. b. H. in Bromberg.